Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1931

263 (12.11.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Der Mann, der den Tank erfand

Die Tragödie eines Erfinders

Im ärmlichen „möblierten Zimmer" einer vierten Etage in Schöneberg ist der Maschinenkonstrukteur **Friedrich Wilhelm Goebel** gestorben, klein, unscheinbar, ohne eigenes Heim . . . und doch ist mit seiner Tragödie die Tragödie der deutschen Wehrmacht, Deutschlands Tragödie verbunden.

Die Nachrufe, zu denen sich die bürgerliche Presse jetzt herabließ, sind voll jener Lügen, gegen die er 17 Jahre lang kämpfte, und die ihn schließlich zugrunde gerichtet hat. Denn der Fall Goebel stellt alles in den Schatten, was sonst an Justizirrtümern politischen Intrigen und bürokratischer Engstirnigkeit verbrochen worden ist. Was diesem Mann geschah, ist ein Monstrebeispiel für die Ueberheblichkeit eines Soldatismus und die brutale Gewinnsucht einer Rüstungsindustrie, die den sicheren Sieg immer solange in der Tasche hatten, bis unter ihnen ein ganzes Volk zusammenbrach.

Der verstorbene Reichsinnenminister Dr. Adolf Koester sagt in seinem Buch „Fort mit der Dolchstoßlegende":

„Goebel . . . hat im September 1914 die Wirkungsweise solcher Fahrzeuge (gemeint ist der Tank) genau beschrieben und so vorausgeahnt, wie sie sich, zwei Jahre später in der Sommeschlacht, bei den Tanks der gegnerischen Armeen gezeigt hat." Weiter sagt er: „daß Deutschland durch die Waffe besiegt worden ist, die es zuerst zwei Jahre hindurch überlegen lächelnd abgelehnt hatte, und zu deren Konstruktion es den Urheber des Gedankens auch dann nicht zuzog, als die gegnerische Ausführung dieses Planes dessen Richtigkeit vollauf bewiesen hatte."

Schon nach dem ersten Stellungskrieg der Geschichte, dem russisch-japanischen Krieg, den Goebel, ehemaliger Kettenschmied, in Petersburg miterlebte, schafft er eine Vorstudie zum Tank, ein Fahrzeug ohne Räder, das auch über Sumpf und Acker fahren kann. Sofort regt sich das Interesse der russischen Heeresstellen — Großfürst Alexander Michailowitsch begreift, worauf der Erfinder hinaus will, und ein Millionenangebot ist verlockend genug, auch einen guten Deutschen an Rußland zu fesseln. Aber auch Goebel begreift . . . nämlich, daß die anderen begriffen haben. Die Waffe, auf die es ihm ankommt, würde im unvermeidlich kommenden Kriege Deutschland mit Geld und Blut bezahlen müssen. Er verzögerte die Verhandlungen, sucht einen guten Wind, der ihn über die Grenze weht, und erscheint bald darauf im Kriegsministerium in der Leipziger Straße.

Aber Berlin hat es nicht so eilig und das ganze Problem ist noch nicht erkannt. Der schriftliche Bescheid an Goebel schließt: „Irgendwelche Unterstützungen können Ihnen nicht in Aussicht gestellt werden." Und sagt dies einem Manne, der ein Millionenangebot ablehnend, Rußland verlassen hat, um Deutschland nicht entgegenzuarbeiten.

Um sich Geld zu verschaffen, konstruiert er ein Personenauto, das bei einer Steigung von 45 Grad aufwärts und abwärts fahren kann, und veranstaltet damit Schaufahrten.

Am 3. August 1914 soll gerade in Breslau Vorführung sein, da platzt in die Vorbereitungen die Nachricht des Kriegsausbruchs. Goebel läßt alles stehen und liegen, und fährt direkt nach Berlin aufs Kriegsministerium. Jetzt kann er ohne Rückhalt sagen, daß seine bisherigen Modelle nur Vorversuche waren zu der neuen Großwaffe, dem Kriegsschiff zu Lande, dem Landpanzerkreuzer, einem modernen Schlachtenelefanten, der wie ein riesiger Rammbock der Infanterie voraus bewegt, Drahtverhaue, Gruben und Gräben niederwalzt und aus zahllosen Maschinengewehren Feuer speit.

Niemand vor ihm hat diesen Gedanken mit allen seinen Konsequenzen so zu Ende gedacht und ihm in Schrift und Bild greifbare Form gegeben. Druckschriften, Eingaben an amtliche Stellen vom Herbst 1914 beweisen das einwandfrei.

Aber das Kriegsministerium ließ sich von dem kleinen Zivilisten, der nicht einmal ein „Studierter" war, nicht im „Siegen" stören. Wie wenig ernst man ihn nahm, erhellt daraus, daß angesichts eines 12 Meter langen Modellfahrzeuges noch 1916, ein halbes Jahr vor dem ersten Auftreten des englischen Tank in der Somme-Schlacht, der offizielle Vertreter des Kriegsministeriums erklärte, „was man denn mit diesem Ding wolle; gegen die Drahtverhaue habe man ja die Drahtscheren!" Selbst 1918 setzte Ludendorff den Tank nicht auf die „Dringlichkeitsliste I", weil er bis zum Schluß der Ueberzeugung war, nur auf menschliche Kraft käme es im Kriege an. Ein Aufruf Goebels, in dem er den Bau des Tanks „zur schnellen Erzwingung des Friedens" fordert, wird beschlagnahmt.

Ein halbes Jahr später, als das erste feuerspeiende Ungeheuer die deutschen Truppen vor sich hintrieb und niedermäht, erinnert man sich in der Leipziger Straße notgedrungen und widerwillig eines gewissen F. W. Goebel, und erklärt sich gnädigst bereit, ihn anzuhören. Es wird mit Generaloberst Bauer, Ludendorffs rechter Hand und späterem Kapp-Putschisten, ein Termin der Vorführung verabredet.

Als die Rüstungsindustrie sah, daß der Bau des Tank in konkrete Nähe rückte, witterte sie ein großes Geschäft. Sie stieß den Außenseiter unsanft in die Ecke und tat, als ob der Gedanke von ihr ausging. Ihr Sprachrohr, die Heeresverwaltung, ließ bei der Vorführung auf dem Balkenplatz im Berliner Osten verkünden, sowas könne sie auch. Dabei war ihr Wagen zum großen Teil aus Holz, lag nicht mit der ganzen Fläche auf, sank also in sumpfigem Gelände leicht ein. Nur der Panzermantel ähnelte dem Goebels verdächtig.

Dr. Koester bezeichnete dieses Machwerk als eine „schwache Kopie des englischen Tank" und eine „phantasielose Hauskonstruktion der unschöpferischen Offiziere". Die Ueberlegenheit bei Goebels war groß. Der Kriegsminister v. Stein schien begeistert und ein Hamburger Konsortium stellte Geld zur Verfügung. Ein paar Tage vergingen, dann kam statt der Auftragsorder die Schützengrabenorder. Den Auftrag bekamen Krupp, Daimler und Büssing.

Selbst wenn der Goebelsche Tank unbrauchbar gewesen wäre, so hätte doch die hochentwickelte deutsche Technik im freien Wettbewerb auf den Ideen Goebels fußend, einen leistungsfähigen Kampfwagen geschaffen. Denn daß die Frühjahrsoffensive 1918 gerade wegen des Fehlens genügender und brauchbarer Tanks auf deutscher Seite zusammenbrach, wird heute nicht einmal mehr von alten Militärs bestritten. Und was schrieb der Kriegsminister eben nach dieser Offensive? Er könne in der Sache Goebels nichts tun — „wir haben einen guten, deutschen Tank, das muß mir genügen.". „Wievielen Tausenden", meinte Noske 1918 im Reichstag, „mag diese Gamaschenknöpfigkeit das Leben gekostet haben."

17 Jahre lang hat Goebel um die Wahrheit gekämpft. Aber selbst nach seinem Tode versuchte man zu verschleiern, daß er der Schöpfer einer Idee war, an der eine engstirnige Bürokratie jahrelang vorbeilief, um sich nachher eben durch diese Idee von der Entente besiegen zu lassen. Goebel, verarmt, hinterläßt in größter Not eine Witwe. Noch vor kurzem wollte er eine Entschädigung beanspruchen. Man antwortete ihm: „Sie haben doch keinen Auftrag gehabt, sich für Deutschland aufzuopfern."

H. F.

Funkpiraten im Luftozean

Geheimstationen hören Nachrichten ab — Wellen, die zweimal um die Erde gehen — Die Funkpolizei hat Arbeit

Vieltausendfach summen in jeder Minute Funk- und Morsezeichen über den Ozean. Schiffe senden, Hafen- und Küstenstationen senden, es senden fast alle großen Nachrichtensender der Welt. Selten tritt eine Unterbrechung in diesem geheimnisvollen Verkehr ein. Zur Nachtzeit glückt der Empfang amerikanischer Funksprüche am besten und während des Tages senden wir nach Amerika. Dieser Verkehr hat sich mehr als verdreifacht, seitdem auch der drahtlose Telefonverkehr freigegeben worden ist. Die große Zeit des Kabels ist schon längst vorbei. Jeder, der etwas von Wichtigkeit zu sagen hat, und notabene, wenig Zeit hat und nicht warten kann, telefoniert heutzutage über eine beliebige Entfernung.

Entschlossene Börsenjobber ziehen aus diesem regen drahtlosen Telefonverkehr ihren Nutzen. Sie hören ab. Natürlich unberechtigt. Es liegt auf der Hand, daß dieses Abhören transozeanischer Gespräche manches wichtige und entscheidende Geheimnis fremden, unberufenen Ohren zugänglich macht.

Man stelle sich einmal vor, daß ein amerikanischer Finanzmann, der auf der Rückreise von Europa nach Amerika ist, unterwegs vom Schiff aus ein Gespräch mit Berlin oder Paris führt, das die Konsequenz einer inzwischen eingetretenen Kursentwicklung darstellt. Nehmen wir an, dieser Amerikaner geht eine größere Verkaufsorder, von der sich erwarten läßt, daß sie ihrerseits wieder auf die Kurse drücken wird. Dann kann es für denjenigen, der etwa einen größeren Posten solcher Papiere liegen hat, von entscheidender Wichtigkeit sein, dieser Order zuvorzukommen. Den umgekehrten Fall vorausgesetzt, daß eine Kauforder ergeht, hat der heimliche Horcher die Möglichkeit, sich rechtzeitig einzudecken und mit Gewinn weiterzuverkaufen.

Aber das sind eigentlich nur die primitivsten Möglichkeiten. Schon aus ihnen kann man ersehen, daß es hier mitunter um Millionengeschäfte gehen kann. Es soll sich bei einem kürzlich bekannt gewordenen Fall um eine neue Erfindung handeln. Eine ganz neue Erfindung wird es aber wohl kaum sein. Es wird vielmehr ein besonders feinfühliger Empfänger sein, der imstande ist, die Wellen aufzufangen, die schon einmal den Lauf um die Erdkugel gemacht haben. Wie man weiß laufen die drahtlosen Wellen nicht nur einmal, sondern sogar öfters um den Erball, allerdings immer schwächer. Trotzdem müßte es gelingen, sie schließlich vernehmbar zu machen, wenn man sie genügend verstärken kann. Die Vermutung, daß sich die Empfänger in Bremen und Emden befinden, scheint schon darauf hinzuweisen, daß es sich besonders um das Auffangen von Schiffsgesprächen handelt. Wenn es nun hier gelingt, sich in den Funk einzuschalten, bevor dieser von einer Station absorbiert wird, ist kaum abzusehen, wie man diesen Funkpiraten auf die Spur kommen will.

Die einzige wirksame Abwehr könnte nur darin bestehen, wichtige Dinge nie zu telefonieren, sondern immer und möglichst chiffriert zu telegrafieren. Das wäre möglicherweise ein Rückschritt, in eine scheinbar überwundene Phase des Nachrichtenverkehrs, es wäre aber die einzige wirksame Abwehr und der beste Schutz gegen unerwünschte Mithörer.

Wie man weiß, wird das bloße Mithören von Nachrichten und Gesprächen nicht bestraft. Strafbar macht sich nur derjenige, der diese Meldungen weitergibt, sie verwertet und Nutzen daraus zieht. Das ist aber hier der Fall. Wie kann man die Schuldigen im vorliegenden Fall also ausfindig machen?

Vor Jahren hat einmal eine große deutsche Nachrichtenagentur ein praktisches Mittel angewendet, um solchen drahtlosen Dieben das Handwerk zu legen. Sie hat eine falsche Nachricht gesendet, nachdem die Abonnenten vorher davon benachrichtigt worden waren. Auf diese originelle Weise konnte man unschwer die Uebeltäter feststellen und zur Anzeige bringen.

Vielleicht ergibt sich hier eine ähnliche Möglichkeit? Es ist durchaus denkbar, die gefährlichen Schwarzhörer auf diese Weise dazu zu bringen, sich zu verraten.

Mit gewöhnlichen kriminalistischen Nachforschungen wird hier nicht viel erreicht werden. Hier muß die Funkpolizei auf den Plan treten und wenn nicht alle Zeichen trügen, wird sie bei der zunehmenden Vervollkommnung des drahtlosen Verkehrs noch manche harte Nuß zu knacken geben.

A. Schlüter.

Konzerte

Konzert der 2000. Ein großes Massenkonzert veranstaltet nächsten Sonntag, nachmittags 3.30 Uhr der Bezirk 1 im Gau Baden des Deutschen Arbeitersängerbundes im Nibelungensaal zu Mannheim. An dem Konzert werden nahezu 50 Vereine mitwirken, darunter eine Anzahl Frauenchöre und gemischte Chöre. Dr. Heinz Knöll, Karlsruhe, wird im Rahmen des Konzerts eine Gedenkrede auf Uthmann halten. In einem Gesamtchor wird mit Uthmanns „Ich warte dein" das Konzert abgeschlossen.

WAHN-EUROPA 1934

EINE VISION VON HANNS GOBSCH

1 Nachdruck verboten. Copyright by Fackelreiterverlag Hamburg-Bergedorf

Dieser Augenblick ist jetzt da! Ein Generalstreik verhindert vielleicht günstigenfalls den Kriegsausbruch zwischen Frankreich und Italien. Ist damit die Krankheit behoben? Kommt damit die Wirtschaft auf die Beine? Vermutlich wird nur das Chaos heraufbeschworen, meine Herren! Der Bolschewismus als Schlußpunkt hinter dem Chaos, das die „Union" so wenig wünscht wie wir! Sie möchten doch in Paris eine Regierung Brandt sehen, nicht wahr? Deutschland hat nicht das geringste dagegen! Im Gegenteil! Mit Herrn Brandt werden wir gedeihlich arbeiten! Nun, Saint Brice stürzt um so sicherer, je mehr sich der außenpolitische Druck für Frankreich steigert! Verstehen Sie mich, meine Herren? Der Druck von Italien her und die kühle Haltung vom Rhein her müssen zusammenwirken, Saint Brice zu Fall zu bringen. Der Kampf wird in Paris entschieden! Brandt oder Saint Brice! Wenn Sie jetzt mit Generalstreik kommen, gibt möglicherweise Saint Brice klein bei, alls schwingt ins alte Gleichgewicht zurück, falls nicht, wie gesagt, das Chaos allen die Rezepte verdirbt!"

Das Komitee wurde schwankend. Dem klugen Reichskanzler war schwer zu widersprechen. Zum Schluß kam die Kompromißformel heraus: Die deutsche Regierung mischt sich in keiner Weise in den französisch-italienischen Streit ein. Krieg liegt für Deutschland außerhalb jeder Zielsetzung. Deutschland behält sich vor, sich einer allgemeinen Boykottbewegung gegen einen Friedensbrecher anzuschließen. — Berlin war an diesem Vormittag, dank der geschickten Taktik des Reichskanzlers, in ruhiger Stimmung.

In Wien unnd Budapest war es zu ähnlichen Abmachungen mit der „Union" gekommen. In Kopenhagen, Brüssel und im Haag hatten die Regierungen die englische, entschiedenere Formel vorgezogen, die wirksamer schien gegen das anschleichende Kriegsgespenst.

Albanier und Südslawen hielten Waffenruhe. Aber aus dem inneren Südslawien rollten im geheimen Truppentransporte gegen die italienische und bulgarische Grenze. Die Bulgaren ihrerseits verstärkten ihre Grenztruppen.

Italien war von der Außenwelt abgeriegelt. Die ganze Nacht hindurch dröhnten die Geleise unter den Militärzügen, die durch Norditalien rasten.

Capponi verzichtete auf Belagerungszustand. Die faschistische Miliz in Stadt und Dorf machte ihn überflüssig. Mit eisernen Klammern war das Volk Italiens zusammengehalten. Ein reichliches Jahrzehnt völkischer Erweckung machte sich — so schien es — jetzt bezahlt.

Vor dem Palazzo Venezia sangen und jubelten die Schwarzhemden. Schweigend gehorchte die Masse des Volkes.

Der Duce empfing die ganze Nacht hindurch die Chefs der fremden Missionen, Offiziere, Staatssekretäre. Mit ruhigen Atemzügen arbeitete er an seinem mächtigen Renaissancetisch, diktierte, rief Befehle ins Telephon, während sein Ohr zugleich den Vorträgen seiner Unterarbeiter lauschte. Seine braunen Augen blickten in den fernsten Winkel des Landes, er hörte die leisesten Stimmen zwischen den Alpen im Norden und Afrika im Süden. Jede Nachricht, die aus Europas Funktürmen schwirrte, flatterte auf seinen Tisch, wurde von seinem Gehirn aufgesogen und verarbeitet.

Ein Erdteil zittert, stöhnt, fiebert. Italien gleicht einer gigantischen Maschine, deren Räder hemmungslos ineinander greifen, nur daß ihr Tempo beängstigend gesteigert ist.

Krieg? Capponi lächelt nicht mehr spöttisch. In den letzten zwanzig Stunden hat er das Lächeln verlernt. Er sieht, wie die Karten eines furchterregenden Spieles gemischt und verteilt werden, Nieten und Trümpfe. Jetzt entscheidet die Kaltblütigkeit, mit der die Staatsmänner ihre Gewinnchancen im Kontobuch einzutragen verstehen. Der Duce hat sein gesteckstes Ziel erreicht: in Albanien steht das Landungskorps, die Luftflotte ist zum Angriff und zur Verteidigung versammelt, die Mobilmachung im Gang, ohne daß sie öffentlich verkündet wurde. Stolz und schweigend beugt sich das Volk unter die Faust seines Diktators.

Im Morgengrauen blickt Capponi zur Wandkarte hinüber. Nicht mehr nach Albanien; sein Auge hängt jetzt an einem schwarzen Punkt im Nordwesten: Paris! Dort fallen die Würfel. Trotz verschlossener Grenzen weiß der Duce alles, was im Land des Nachbarn vorgeht. Aus der Feindschaft Saint Brice—Brandt trinkt Roms Herr neue Lebenskräfte. Nur zu! Frankreich soll sich selbst auffressen! Dann braucht Italiens kostbares Blut nicht zu verströmen. Wenn Brandt heute in der Kammer den geriebenen Greis stürzt, ist nichts mehr zu befürchten! Ein Kabinett Brandt bedeutet Frieden! Opferlosen Sieg für Rom . . . !

Das Telephon zerschlägt die Gedankenbilder Capponis.

Eine Arbeiterdeputation aus Mailand will empfangen sein!

Mailänder Arbeiter? — Der Duce bekommt plötzlich glasharte Augen. Jawohl, her mit den Leuten . . . !

Steckt also doch etwas hinter den gestrigen Meldungen? Daß in Mailand eine unbekannte Funkenstation gehört wurde! Man hatte sie zunächst für eine der vielen Stationen gehalten, die im Zusammenhang mit den militärischen Vorbereitungen neu in Betrieb gesetzt waren. Aber der Ueberwachungsdienst hatte auch noch gemeldet, daß die Arbeiter einiger Mailänder Großbetriebe passive Resistenz gezeigt hätten! Konnte da vielleicht die berüchtigte Organisation der „Union" ihre Hand im Spiele haben? In London, Berlin, überall hatten ja die Regierungen heute nacht mit diesen aufsässigen Burschen verhandelt!

Die drei Arbeiter werden vorgelassen, ein alter und zwei jüngere. Capponi geht ihnen mit Spähaugen entgegen, hebt sehr freundlich, wie er es immer zu tun pflegt, die Rechte zum Faschistengruß. Er zieht die Hand rasch wieder zurück. Die Arbeiter erwiderten den Gruß nicht! Also gefährliche Rebellen!

Der Aeltere beginnt seine Rede, höflich, selbstbewußt: daß die Mailänder Arbeiter mit wachsender Unruhe die militärischen Vorbereitungen verfolgen, daß diese alles andere als Begeisterung auslösen, daß in ganz Europa die werktätigen Schichten im Begriffe sind, ihre Stimmen zu erheben, und daß auch die Arbeiter Italiens nicht stumm bleiben dürften, wenn ihnen ohne zwingende Not der Strick um den Hals gelegt werden sollte.

Das Gesicht des Duce ist regungslos. Sein Kinn ist noch eckiger geworden und baut sich drohend den drei Arbeitern entgegen. Wie? Die Straße fängt an, auch im faschistischen Italien zu maulen? Grenzenlose Wut kocht in Capponi. Unbarmherzig prasseln seine Worte auf die Arbeiter:

„Was wißt ihr von zwingender Not! Ihr verlangt tagaus, tagein Arbeit und Brot, aber ihr fragt nicht, woher beides kommt! Arbeit und Brot fallen nicht vom blauen Himmel, sie müssen jede Stunde neu erobert werden! Und wenn eines Tages die Bevölkerung Italiens keinen Lebensraum mehr hätte, würdet ihr euch dann nicht draußen vor meinem Palazzo zusammenrotten und mit Recht von mir Rechenschaft fordern? Mit Recht, denn ich hätte dann meine Pflicht versäumt. Ich bin aber weit davon entfernt, meine Pflichten zu vergessen! Es ist die Tragik der Völker, daß sie zu ihrem eignen Glück gezwungen werden müssen, und die Tragik der Führer, dafür verleumdet zu werden! Bildet ihr euch ein, daß ich Italiens Zukunft hinwerfe und erschrecke, weil ein paar tausend Arbeiter nicht denken können, weil ein paar Weichherzige schlotternde Knie bekommen?"

Der jüngste Arbeiter tritt auf den Duce zu und erwidert mit unterdrückter Leidenschaft: „Wir sind nicht weichherzig, aber ein Trümmerhaufen ist kein Vaterland mehr. Dann ist es schon besser, vorher gehängt zu werden!"

„Das könnt ihr haben!" höhnt der Duce zurück. Sein Unterkiefer verzerrt sich zur Maske. „Wühlmäuse kann ich in meinem Land jetzt nicht brauchen. Und die Pestböhle Mailand ist in Stunden ausgeräuchert. Darauf verlaßt euch. Vorläufig könnt ihr drei hinter festen Gittern über eure Pflichten nachdenken!"

Zwei Minuten später sind die Arbeiter als Gefangene abgeführt.

Capponi sitzt steif am Tisch wie einer, dem eine unheimliche Vision widerfuhr. Wer marschiert hinter den drei Halunken her? Tausend? Zehntausende! Wächst plötzlich aus dem Volk eine Saat, die er in zwölf Jahren nicht gewahrte? Ein faschistisches Italien, das meutert!

Capponis Faust kracht auf den Tisch. Eher steht die Sonne still! Ein paar Rebellen hier, ein paar Giftpilze dort . . . der Staat wird mitleidlos sein und zerstampfen, wer ihm zu trotzen wagt! — Capponi reißt den Hörer von der Telephongabel: „Dringende Verbindung mit dem Präfekten in Mailand . . .!"

*

Die Ratsherren in Genf haben das Rennen aufgegeben. Weder Italien noch Frankreich und Südslawien haben sich dem Genfer Diktat gefügt. Größer als der Respekt vor dem Genfer Kollegium ist die Furcht vor den bösen Absichten waffenstarrender Nachbarn.

Auf ihren gepackten Koffern sitzen die vierzehn Weltweisen und denken über den Undank der Welt nach, die es sichtbarlich vorzog, zu fühlen, statt zu hören, und durch bittere Erfahrungen und mit blutendem Leib zur nächsten Stufe der Weisheit emporzuklimmen.

(Fortsetzung folgt.)